

Die klügsten Köpfe kehren zurück

Wie war das mit dem „Braindrain“? Deutsche Wissenschaftler in den USA blicken wieder mit Interesse auf ihre alte Heimat

VON STEFAN KOCH

Washington. In Lincoln im Bundesstaat Nebraska lässt es sich eigentlich gut leben. Die 250 000-Einwohner-Stadt mit ihren weitläufigen Parkanlagen gewann erst kürzlich einen landesweiten Wettbewerb als „gesündeste Kommune“ der USA. Doch Professor Janos Zempleni möchte sich nach einem Jahrzehnt aus dem Herzen Nordamerikas verabschieden: Den Experten für molekulare Ernährung an der Nebraska-Lincoln-Universität zieht es zurück in die deutsche Heimat. Zempleni gehört zu der wachsenden Gruppe renommierter Forscher in den USA, die sich wieder für den Wissenschaftsstandort Deutschland interessieren.

Bis vor wenigen Jahren galt es in Akademikerkreisen fast als Selbstverständlichkeit, dass die Besten ihres Faches ihr Glück in den Vereinigten Staaten von Amerika suchen. Die Arbeitsbedingungen und die Gehälter galten als wesentlich attraktiver als zwischen Flensburg und München. Die Rede vom „Braindrain“, vom Weggang der klügsten Köpfe, verunsicherte Forschungsunternehmen und Politik in Deutschland gleichermaßen. Doch inzwischen dreht sich die Stimmung. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) wird immer häufiger von Professoren und Doktoren angesprochen, die sich nach Rückkehrmöglichkeiten umhören.

„An deutschen Universitäten hat sich eine Menge getan“, sagt Max Vögler, der Leiter des DFG-Büros in Washington. Neue staatliche Förderungen wie die Exzellenzinitiative, die Chancen auf eine Humboldt-Professur und das „Netzwerk deutscher Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in Nordamerika“, GAIN, lassen weltweit aufhorchen. Hinzu kommen Institutionen wie die German Scholars Organization (GSO), die von der Alfred-Krupp-von-Bohlen-und-Halbach-Stiftung unterstützt werden und die rückkehrwilligen Wissenschaftlern attraktive Angebote unterbreiten – wohlwissend, dass grenzüberschreitend um die klügsten Köpfe konkurriert wird. Bis zu 800 000 Euro lassen es sich einige Forschungseinrichtungen leisten, um eine Fachfrau oder einen Fachmann aus den USA zurückzulockern. In einigen Fällen diene dieses Geld zum Aufstocken des Gehalts, in anderen Fällen würden spezielle Forschungsgeräte angeschafft, was zusätzliches Geld für Assistenten zur Verfügung stellt.

Die Angebote der Krupp-Stiftung gelten sicherlich nur für die Besten der Besten. Aber auch die übrigen etwa 5500 promovierten deutschen Wissenschaftler, die nach Schätzungen des Deutschen Akademischen Austauschdienstes zurzeit in



„Natürlich bin ich immer auf der Suche nach guten Arbeitsbedingungen. Aber private und kulturelle Gründe darf man auch nicht unterschlagen.“

Janos Zempleni, derzeit an der Nebraska-Lincoln-Universität



„Sag niemals nie! Aber als junger Professor arbeite ich hier sehr selbstständig, kann ebenso lehren wie forschen und mich um Drittmittel bemühen.“

Marcus Messner, derzeit an der Virginia-Commonwealth-Universität

das hohe Staatsdefizit in den USA hinterlassen ihre Spuren in der Forschungslandschaft. „Es ist nicht sehr motivierend, wenn an amerikanischen Universitäten Mittel gekürzt und Stellen gestrichen werden“, sagt Vögler, der einen engen Draht zu den deutschen Wissenschaftlern hält.

Dass der Weg zurück allerdings keineswegs so einfach ist, erlebt Professor Zem-

pleni aus der Universitätsstadt Lincoln: „In Nebraska habe ich mir eine gute Position aufgebaut. Um eine vergleichbare Stelle in Deutschland zu finden, muss ich wohl einen langen Weg gehen.“ Viele Forschungseinrichtungen würden von ihren Spitzenleuten erwarten, dass sie private Drittmittel selbstständig einwerben.

Auch für den 48-jährigen Zempleni ist das eine Selbstverständlichkeit. „Aber nach zehn Jahren in Nebraska und insgesamt 20 Jahren in den USA besitze ich natürlich mehr forschungsbezogene Kontakte hier als in Europa“, räumt der 48-Jährige ein. Er setzt darauf, mit anderen Vorzügen bei den Bewerbungsverfahren zu punkten. Bei Zempleni ist es wie bei etwa 80 Prozent sämtlicher Wissenschaftler, die es ins Ausland gezogen hat: Irgendwann wächst der Wunsch, wieder nach Hause zurückzukehren. „Natürlich bin ich als Wissenschaftler immer auf der Suche nach guten Arbeitsbedingungen. Aber private und kulturelle Gründe darf man auch nicht unterschlagen“, sagt Vögler, der einen engen Draht zu den deutschen Wissenschaftlern hält.

land gezogen hat: Irgendwann wächst der Wunsch, wieder nach Hause zurückzukehren. „Natürlich bin ich als Wissenschaftler immer auf der Suche nach guten Arbeitsbedingungen. Aber private und kulturelle Gründe darf man auch nicht unterschlagen“, sagt Vögler, der einen engen Draht zu den deutschen Wissenschaftlern hält.

eine Rückkehr nach „good old Germany“.

„Sag niemals nie!“, ist von Marcus Messner zu hören, wenn die Sprache auf Deutschland kommt. Der frühere Redakteur der HAZ ist seit fünf Jahren Professor für Journalismus und Soziale Medien an der „Virginia Commonwealth University“ in Richmond, arbeitet viel mit Studenten aus aller Welt. Der 39-Jährige hat bereits während seiner Schul- und Studienjahre viel Zeit in den USA verbracht. In der Wissenschaftsgesellschaft Amerikas fühlt er sich ausgesprochen wohl. Verheiratet mit einer Amerikanerin und als Vater von drei Töchtern denkt er nicht über eine Rückkehr nach: „Als junger Professor arbeite ich hier sehr selbstständig, kann ebenso lehren wie forschen und mich um Drittmittel bemühen.“

Messner hat sich einen Ruf als Experte für soziale Netzwerke erarbeitet. In diesen Wochen und Monaten erstellt er gleich mehrere Studien über den amerikanischen Wahlkampf und geht der Frage nach, wie sich die Internet-Kommunikationsformen Facebook und Twitter auf den demokratischen Prozess auswirken. Seine erste Einschätzung: Im Vergleich zu dem republikanischen Kandidaten Mitt Romney stehe das Wahlkampfteam von Präsident Barack Obama via Twitter in einem engeren Austausch mit den Wählern.

Die Politiker in deutschen Wahlkämpfen indes seien davon noch meilenweit entfernt: „Für mich sind nicht nur die Forschungsbedingungen in den USA besser, auch die Inhalte erscheinen mir interessanter.“ Gleichwohl hält sich Messner eben jene Hintertür offen: „Sag niemals nie!“

Zuwanderung mit Tücken

VON DIRK SCHMALER

Hannover. Die Idee klingt einleuchtend: Während in den europäischen Krisenländern wie Spanien, Portugal und Italien junge, gut ausgebildete Menschen immer öfter auf der Straße stehen, suchen deutsche Unternehmen händierend Fachkräfte. Auch die Bundesagentur für Arbeit bemüht sich seit etwa einem Jahr vermehrt gezielt um Fachkräfte aus dem Ausland – vor allem aus dem naturwissenschaftlichen und technischen Bereich, den sogenannten Mint-Berufen. Nur haben die Anwerbeversuche nach Angaben von Bundesagentur-Vorstand Heinrich Alt bisher wenig Erfolg. Das Problem: Viele Fachkräfte scheuen sich davor, ihr Glück in Deutschland zu suchen.

„Die Erfolge sind eher bescheiden“, sagt Alt. Zum einen seien die Sprachbarrieren hierzulande für Ausländer im Vergleich zum angelsächsischen Raum sehr hoch. In Spanien, Portugal oder Italien ist Englisch erste Fremdsprache, dann kommen Spanisch und Französisch. Außerdem gibt es einige gesetzliche Hürden, an denen das Europaparlament seit geraumer Zeit arbeitet, allerdings bisher ohne konkrete Ergebnisse. Beispielsweise haben Europäer, die in einem anderen EU-Land arbeiten wollen, teils erhebliche Probleme mit ihrer sozialen Absicherung. Es ist nicht einheitlich geregelt, dass die Arbeitnehmer etwa ihre Rentenansprüche über die Grenzen mitnehmen können. „Dieje-

nigen, die mobil im Ausland arbeiten, werden heute bestraft“, sagt Alt.

Hinzu kommt aber auch ein kulturelles Defizit im Vergleich zu klassischen Einwanderungsländern wie Kanada, den USA und Neuseeland. „Um erfolgreich Fachkräfte anwerben zu können, brauchen wir eine Willkommenskultur“, sagt Alt. Diese sei in Deutschland nicht sehr ausgeprägt. So seien das Ausländerrecht und das Arbeitsgenehmigungsrecht bis heute eher vom Geist des Abwehrens geprägt. „Wir müssen aber jeder Fachkraft aus dem Ausland signalisieren, dass sie in Deutschland willkommen ist.“ Dazu gehöre etwa, dass man nicht ein halbes Jahr auf ein Visum warten müsse. Oder dass es Formulare von Ämtern auf Englisch gibt.

Nach Ansicht von BA-Vorstand Alt ist hierfür auch der Umgang mit den Migranten in Deutschland entscheidend. Zum einen stecke in dieser Gruppe ein großes Potenzial für den Arbeitsmarkt. Nur wenn die Migranten ihrer Verwandtschaft im Heimatland signalisieren, dass sie vom deutschen Arbeitsmarkt gut aufgenommen werden, spreche sich das herum. Auch hier gibt es Nachholbedarf. Allein in Hannover sind 20 000 Migranten arbeitslos, bundesweit sind mehr als eine Million Menschen mit Migrationshintergrund ohne Job. „Wenn die hier lebenden Migranten berichten, dass ihre Chancen hier als Ausländer nicht gut sind und sich keiner für sie interessiert, müssen wir uns nicht wundern, dass keiner kommt.“

Der Diplomat mit Knopf im Ohr

Ankara hat einen Botschafter neuen Typs nach Berlin entsandt – und dokumentiert damit Fortschritte in der Türkei ebenso wie die Wertschätzung Deutschlands

VON DANIEL ALEXANDER SCHACHT

Hannover. Der Mann mit den schulterlangen Haaren und dem Ring im Ohr spricht hervorragend Hochdeutsch – und das erstaunlich akzentfrei, wenn man bedenkt, dass er es in Donauesschingen gelernt hat. „Aber wir sind später nach Kaiserslautern gezogen“, sagt er. „Da habe ich dann nach Schwäbisch noch Pfälzisch gelernt – vor allem von meiner Zieh-Oma, die mich auch mit Apfelkuchen und Hefezopf versorgte und mich sonntags in die Johanneskirche mitnahm.“

Solche Anekdoten klingen nach urdeutscher, traditionell christlicher Kindheit in der Provinz. Doch der Mann, der sie erzählt, ist weder deutsch noch christlich noch provinziell. Hüseyin Avni Karslioglu ist der neue Botschafter der Türkei in Berlin. Und wie ins Westdeutschland der sechziger Jahre kann dieser Wanderer zwischen den Welten seine Gesprächspartner auch in den Orient früherer Jahrhunderte entführen, etwa wenn er über seinen Ohrhörer plaudert. „Schon Sultan Selim I. trug im 16. Jahrhundert einen jener Ohrhörer, die früher den Sklaven angelegt wurden – als Zeichen dafür, dass er Diener des Volkes sein wollte.“

Ankaras neuer Spitzenmann in Berlin: Ein Sklave des Volkes? Nun, dieser Staatsdiener macht sich das Leben nicht

zur Hölle. Er ist entspannt und wirkt damit entspannend. Wer nach Gründen für diese Souveränität sucht, findet sie auch im familiären Hintergrund des Botschafters. Er ist kein Bildungsaufsteiger, sein Vater kam nicht als ungelernter Gastarbeiter, er wechselte als Arzt nach dem Militärputsch von 1960 aus der Türkei nach Deutschland. Aber auch das verkörpert der Sohn nicht pathetisch zum Exildasein. „Ihm missfiel einfach nur der Mangel an Freiheit in der Türkei.“

Keine Frage: Der 54-Jährige ist ein ungewöhnlicher Diplomat. In früheren Jahren schienen die Vertreter Ankaras bisweilen ein bisschen unbeholfen, traten manchmal eher fordernd als vermittelnd auf, hatten teils nur bescheidene Landeskenntnisse. Und nun also ein Botschafter, der Deutschland von Kindesbeinen an kennt und in der Türkei exzellente Kontakte bis in die Staatsspitze hat: Vor seinem Wechsel an die Spree hat er vier Jahre das Präsidialbüro des türkischen Staatsoberhauptes Abdullah Gül geleitet. Davor hat er diplomatische Stationen in Australien und New York, Norwegen und Zentralasien absolviert. Berlin schildert er aber als Höhepunkt seiner Karriere: „Unter Diplomaten gilt gemeinhin Washington als höchstes Ziel, aber für die Türkei ist Deutschland am wichtigsten“, diesen

Satz habe ihm Präsident Gül mitgegeben – und hinzugefügt: „Sag ja nicht, dass du das nicht genauso siehst.“

Die besondere Wertschätzung Berlins liegt zum einen am Gewicht der Deutschen in der EU, deren Mitglied die Türkei weiterhin werden will. Zum anderen liegt sie an der hohen Zahl von in Deutschland lebenden Türken, deren Vertreter und Ansprechpartner Karslioglu damit ebenfalls ist. Muss er deshalb auch in deutsche Multikulti-Debatten einstimmen? Karslioglu betont lieber die Normalität der Einwanderergesellschaft – etwa wenn er auf Niedersachsens Integrationsministerin Aygül Özkan angesprochen wird: „Tja, eine Deutsche, sehr nett, aus Hamburg, stimmt’s?“ Statt über Integration spricht er lieber über Partizipation. „Die Türken haben ihren Lebensmittelpunkt hier gefunden – wichtig ist aber, dass sie zu echter Teilhabe an der deutschen Gesellschaft gelangen, wichtig für die Türken ebenso wie für die Deutschen.“

Karslioglu geht auch die damit verbundenen Probleme entspannt an – aber nicht gleichmütig. „Viele Türken in Deutschland sind verunsichert, verängstigt oder haben wenig Vertrauen in die deutschen Behörden“, sagt er mit Blick auf den Skandal um die jahrelang nicht als rassistisch erkannten Türkenmorde

durch deutsche Neonazis. „Wir registrieren fremdenfeindliche Vorgänge, und wir erwarten, dass die deutschen Sicherheitskräfte Straftaten genauer auf rassistische Motive abklopfen.“

Eine genauere Wahrnehmung wünscht

sich Karslioglu auch für sein Heimatland, im Guten wie im Schlechten. Dass Anfang dieser Woche beim größten Journalisten-Prozess in der Geschichte der Türkei gleich 44 Berichterstattungler auf einmal wegen angeblicher Nähe zur kur-

dischen Terrororganisation PKK angeklagt worden sind, versucht er nicht schönzureden. „Wir müssen noch einige Hausaufgaben erledigen“, sagt er zur Kritik an Bürgerrechtsdefiziten. Aber neben Mängeln müssten auch die Vorzüge der Türkei wahrgenommen werden.

Gerade der aktuelle Stillstand während Zyperns EU-Ratspräsidentschaft werfe die Frage auf, ob es weise ist, die EU-Integration der Türkei auf die lange Bank zu schieben. „Berlin und Brüssel sollten wahrnehmen, dass man damit Entwicklungspotenziale auch für die EU brachliegen lässt“, sagt der Botschafter unter Hinweis auf die türkische Wachstumsdynamik im Inneren und die konstruktive Rolle, die Ankara gegenüber so schwierigen Nachbarn wie dem Iran und dem Bürgerkriegsland Syrien spielt.

Bei deutschen Außenpolitikern ist diese Botschaft meist längst angekommen. Und mit seinen exzellenten Landeskenntnissen hat Karslioglu das Zeug dazu, sie auch im deutschen Alltagsbewusstsein fester denn je zu verankern. Schließlich ist er nicht erst als Botschafter nach Deutschland zurückgekehrt. Er hat hier vielmehr seit seinen Kindheitstagen immer wieder Station gemacht – um seinen Vater zu besuchen, der in Regensburg wohnt. Dort kann Karslioglu bis heute die Bodenhaftung der deutschen Provinz finden. Kein schlechter Kontrapunkt für einen Weltbürger.



Betont die Chancen türkisch-europäischen Miteinanders: Hüseyin Avni Karslioglu.

dapd



Neue Chancen in der alten Heimat? Mit der Krise haben sich in den USA die Aussichten für Nachwuchswissenschaftler deutlich verschlechtert – auch an Hochschulen der Efeu-Liga wie in diesem Chemielabor der Elite-Universität Yale.

ap